

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 9

Artikel: Der Dämon von Genua : Novelle
Autor: Georgi, Stephan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667456>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Hermann Hodler: Reiter.

Auf ein schlummerndes Kind.

Wenn ich, o Kindlein, vor dir stehe,
Wenn ich im Traum dich lächeln sehe,
Wenn du erglühst so wunderbar,
Da ahne ich mit süßem Grauen:
Dürft ich in deine Träume schauen,
So wär mir alles, alles klar!

Dir ist die Erde noch verschlossen,
Du hast noch keine Lust genossen,
Noch ist kein Glück, was du empfingst;
Wie könntest du so süß denn träumen,
Wenn du nicht noch in jenen Räumen,
Woher du kamst, dich ergingst? Friedrich Hebbel.

Der Dämon von Genua.

Novelle von Stephan Georgi.

Der große Schnitter zog durch die Länder, er schickte seinen Würgengel, die Cholera, voraus und hielt reiche Ernte.

Drüben, im unruhigen Frankreich einer neuen Zeit, hatte er sein verheerendes Werk beendet, dort ging erstes erlöste Auftatmen durch das geschlagene Volk. Und nun huben in ganz Norditalien die Trauerglocken an zu läuten, klangen in Turin erst und Mailand, dann schwang sich, gehecht vom knöchernen Gast, ihr dumpfdröhnen-des Memento tiefer ins Land, hallte über die weite Eintönigkeit der lombardischen Ebene bis in das trotz allem Zeitgeschehen noch immer behaglich-kokette, gästefrohe Hofleben der Großherzogin Marie Luise von Parma.

Der Ernst der Gefahrnähe wischte das Lachen aus den Gesichtern. Der galant-frivole Kavallerist in den Sälen der Residenz wurde gedämpfter, und es waren der Gäste nicht wenige, die, besorgten Gemüts, ihren Postillonens Auftrag gaben, die Kutschen reisefertig herzurichten. Die verängstigten Parmaneser aber ließen, Hilfe erflehdend, in die Gotteshäuser und nahmen es als tröstliche Beruhigung auf, als für den kommenden Feiertag eine Bitt- und Opfermesse in der Kathedrale anberaumt wurde.

In dieses verängstigte Parma sprang jedoch unerwartet ein Ereignis, das größer war als die Furcht vor der Gefahr. In allen Straßen leuchteten auf einmal grelle Plakate, auf denen unter Angabe des Tages, an dem auch die Messe abgehalten werden sollte, jener eine Satz stand, der sich mit nicht zu übertreffender Schnelligkeit durch die Stadt, in die Paläste, in die armseligsten Häuser verbreitete und alles andere in den Hintergrund rückte: Paganini wird seine Geige er tönen lassen!

Das sonst so ruhige Parma geriet in Aufruhr. Paganini kommt! In hitzig diskutierenden Gruppen standen die Menschen auf den Plätzen, vernachlässigten ihre Arbeit und überhörten ob dieser Sensation die nahende Mahnung drohenden Unheils. „Paganini kommt! Der Zaubergeiger! Der Dämon von Genua!“ Zahllos waren die in Wahrheit und Dichtung von Mund zu Mund gehenden Gerüchte über den geheimnisvollen Geiger, der es vermocht hatte, eine ganze Welt in seinen Bann zu spielen, über den die schauerlichsten Märchen von Teufelskunst kursierten, der seine Geliebte erstochen und im Gefängnis gesessen haben sollte, der unzählige Liebesabenteuer bestanden und sogar eine Herzogin von

Toskana, eine Fürstin Borghese, zu seinen Füßen gesehen hatte, der plötzlich in irgend einer Stadt erschien, das Publikum trotz Forderung unerhörter Eintrittspreise in seine Wunderkonzerte zog, dann wieder für Monate, gar Jahre spurlos verschwand, um unerwartet an einem anderen, fernen Orte aufzutauchen; den sein Siegeszug durch ganz Europa, an Königs- und Fürstenhöfe führte, der schwindelnd hohe Summen mit seinen Darbietungen erraffte und mit den Kutschern um den Fahrpreis feilschte. War er wirklich der Sohn des genuesischen Händlers Antonio Paganini? Oder sollte man jenen glauben, die in ihm einen offenkundigen Abkömmling der Hölle sahen? Hatte er seine unfassbaren Künste wirklich durch mühsames Studium erworben oder war es Teufelsspiß? Über allen diesen Gerüchten aber stand das eine: Paganini der größte Geiger der Welt!

In dem schmucken weißen, von wildem Wein umrankten Häuschen, von dessen Fenstern aus man auf das kunstvolle Eisentor des seitlich gelegenen Schloßgartens blickte, wohnten der großherzogliche Konzertmeister Lorenzo Rizotti und seine Schwester Luisa. Sie stammten aus Mailand, wo Lorenzo seine ersten musikalischen Erfolge errungen hatte, die ihn dann als Orchesterleiter in viele Städte Italiens führten. Der gute Ruf, der seinem Können bald vorausging, hatte ihn später zu bleibender Position an den Hof von Parma gebracht. Als kurze Zeit nach dem Tode des Vaters auch die Mutter dahinging, war es sein erstes gewesen, die nun alleinstehende Luisa zu sich zu nehmen. Er hatte gut daran getan. Von der Schwester geführt, glich das freundliche Konzertmeisterhaus einem Schmuckkästchen. Und sie selbst! Sie war jung und schön, und es fehlte nicht an werbenden Bewunderern; sie war fromm und deswegen geachtet, und auch das häusliche musikalische Bedürfnis des Bruders wurde befriedigt, denn Luisa verstand Vorzügliches auf der Gitarre zu leisten.

Jetzt war sie, halb lachend, halb in ernsten Eifer geratend, dabei, dem Bruder beim sorgfältigen Zurechtzupfen des Galarockes zu helfen.

„Ich sage dir, Luisa, du wirst einem großen, unvergesslichen Erlebnis begegnen. In Neapel spielte ich vor Jahren in einem seiner Konzerte — denk an die Briefe, die ich um jene Zeit nach Hause schickte! — und brauchte Tage, Wochen, um wieder zu mir zurückzufinden. Dieses Konzert damals! Wir triefsten vor Schweiß beim Spielen; er holte das Letzte aus unserem Können heraus, mehr noch, er ließ uns unsere Kräfte

und Fähigkeiten übersteigern, daß wir uns, über uns selbst verwundert, nachher mit großen Augen ansahen. Noch heute höre ich sein aufpeitschendes „Courage, Messieurs! Courage!“ Luisa, du wirst Paganini hören! Ist der Rock in Ordnung? Ich hätte einen anderen anziehen sollen. Die Großherzogin hält auf Harmonie, auf Harmonie in allem. Nun, schon recht, Luisa. Ich gehe. Addio!“

Lorenzo Rizotti ging zum Schloß hinüber, passierte am Tor den Posten der Leibwache, grüßte in der Nähe des Portals zu einigen Bekannten hinüber und stieß im Vorflur mit dem Bischof zusammen, der mit einem recht indignierten Gesicht aus dem Schloßinnern kam. Rizotti neigte sich und sprach eine Entschuldigung. Der hohe Geistliche hielt seinen Schritt an. „Ah, der Herr Konzertmeister ist wohl auf dem Wege, Vorbereitungen zum Empfange des umherziehenden Musikanten zu treffen?“

„O, Monsignore . . . !“

„Herr! Für diesen Tag ist die Messe anberaumt! Das gleichzeitige Konzert dieses Hexenkünstlers ist eine maßlose Provokation!“ Mit einem zornigen Blick wandte sich der Bischof kurz ab und ließ Rizotti stehen.

Die Großherzogin empfing ihren Konzertmeister, der gekommen war, sich Anordnungen für die Aufführung einzuholen, sehr freundlich. Marie Luise war noch immer die anziehende, verehrungswürdige Frau; wohl hatte sie vier Jahrzehnte ihres Lebens bereits überschritten, allein diese Zeit hatte es noch nicht vermocht, ursprüngliche Anmut zu verdrängen.

„Mein lieber Rizotti, ich bin überzeugt, daß das Orchester unter Ihrer Leitung Bestes geben wird. Paganini wird sein Konzert mit einer Beethoven-Sinfonie einleiten; darüber sind Sie orientiert. Ich selbst werde die Aufführung nicht besuchen. Ich fühle mich nicht wohl. Dies für jene, die nach dem Warum fragen. Aber ich wünsche, daß nichts an dem restlosen Gelingen des Abends fehlt, auch wenn sich von irgend einer Seite aus Schwierigkeiten einstellen sollten. Verstehen Sie mich?“

Rizotti vollführte eine Verbeugung des Dankes für das Vertrauen. „Kaiserliche Hoheit werden in jeder Beziehung zufrieden sein können.“

Als der Konzertmeister gegangen war, erteilte Marie Luise Weisung, niemand mehr vorzulassen. Sie begab sich in die Privatgemächer; in ihrem Boudoir schloß sie eine Schublade auf, entnahm ihr eine Mappe und dieser ein paar Notenblät-



Hermann Hodler: St. Urban.

ter, die sie lange, mit einem ganz feinen, dünnen Lächeln betrachtete. Das oberste trug den handschriftlichen Titel: Maria Luisa. Sonate für die E-Saite von Niccolo Paganini. August 1816.

„Achtzehnhundertsechzehn“, flüsterte sie. „Vor neunzehn Jahren!“ — Der große Abend war gekommen. Von der Kathedrale herab schwangen die Glocken ihre Rufe in die Stadt hinunter. Ganz Parma war auf den Beinen. Aber die Menschen schlichen sich um das Glockengedöhn herum und stauten sich vor dem Theater, dessen im Preise um das Bierfache erhöhte Plätze längst ausverkauft waren. Die Kathedrale blieb leer. Paganini siegte über die Furcht.

Dichtgedrängt saßen die Hörer im Saal. So dicht, daß Luisa Rizotti keinen Platz mehr fand und vorn, am Orchester, fast unter der Bühnenrampe, auf einem Musikerstuhl Platz nehmen mußte. Ein wenig scheu und unsicher saß sie dort. Ein kurzes Klingelzeichen. Lorenzo klopfte an das Notenpult. Beethoven sprach aus dem Orchester, aber niemand achtete darauf. Die gespannte Erwartung lag wie Fieber im Saal. Als die Sinfonie zu Ende war, trat atemlose Stille ein. Aber noch immer ließ sich der Geiger nicht sehen. Die Stille, die Erwartung, das Fieber stiegen ins Unerträgliche; Rufe wurden laut, Füße scharrten. Da ertönte das dumpfe Grollen einiger türkischer Trommeln, der Vorhang teilte sich: Paganini stand auf der Bühne.

Das war Paganini? Die Menge wußte nicht, ob sie lachen oder sich schütteln sollte. Durchweg schwarz gekleidet, stand eine langbeinig knöcherne, maßlos dürre Gestalt auf der Bühne; in wirren Strähnen fiel schwarzes, seidig glänzendes Haar auf die hageren Schultern, aus dem schmalen, leichenblassen Gesicht traten die Backenknochen, stach eine große, über der Wurzel stark gewölbte Adlernase hervor; die dünnen, blutlosen Lippen waren zusammengekniffen, in dunklen Augen lag ein starrer, kalter Blick, an den übermäßig langen Armen hingen Geige und Bogen fast bis zum Boden herab. Niemand im Saal kam von diesem erschreckenden Gesicht los, dieser Totenmaske flehender Demut, frierenden Hohns, lastenden Leides, verhaltener dunkler Macht. Wer stand da auf der Bühne? Ein Dämon oder ein Todkranker?

Erschaudern ging durch die Menge. Ganz vorn, an der Bühne, saß Luisa, hatte die Schultern hochgezogen und den Kopf gesenkt; verstohlen schlug sie über Stirn und Brust ein Kreuz.

Hatte es der Schwarze dort oben gesehen? Ein eisiges Lächeln legte sich um seine fahlen Lippen. Ein paar kurze, täppisch wirkende Verbeugungen, bei denen der Oberkörper eifig nach den Seiten klappte, bot er dem Publikum, dann setzte er mit kurzem Rück die Geige an das vorgeneigte Kinn.

Der Bogen sprang auf die Saiten. Leben kam in die dürre Gestalt. Töne schwirrten auf wie

Vögel, denen man plötzlich die Freiheit wiedergegeben hatte; in surrenden Läufen, flimmernden Passagen stoben sie dahin, in haltloser Eile höher und höher steigend. Der Schwarze dort oben war zu einem Dreieck zusammengekniet, sein Körper wand sich, der weit vorgestellte rechte Fuß schlug den Takt. Eine hastige Kopfbewegung zu den Musikern hinunter, und das Orchester wogte auf; aus dem Tutti heraus hob sich der helle Klang der höher gestimmten Sologeige, schwang sich in rasendem Laufe empor, in allerhöchsten, dicht am Steg gegriffenen Tönen perlte die Skala in nie gehörter Schnelligkeit, nie gehörter Reinheit hinauf, verlor sich zu einem Höchstton übersteigerter Möglichkeit, der bleibend, ruhend, schwingend, fast plastisch, greifbar im Raum stand, daß die Augen ihn suchten, der dann ganz langsam zarter, dünner wurde, sich ausklingend zu einem Hauch verflüchtigte und längst nicht mehr da war, als ihn die Ohren noch immer zu hören glaubten. Eine Jagd im kühnsten Allegretto hub an, es war, als verfolge die Meute Orchester einen Flüchtling, der sich in pfeilgeschwinden Läufen und Windungen allen Fährnissen entzog; Passagen rasten, wie Peitschenhiebe sauste der Springbogen durch die Luft, Tongarben sprühten auf, grelle Flageolettöne blitzten im dahinrasenden Sturm. Ein kurzes, überstürztes Pizzikato, eine weit ausholende, werfende Bewegung des schwarzen Oberkörpers, und das Orchester brach los zu einem tosenden Ritornell, in das flammande Geigenblitze hineinzuckten. Was der Schwarze dann begann, war kein menschliches Spiel mehr: diese noch nie gehörten Sprünge, Kadennen, diese mühelos dahinrasenden komplizierten Terzen und Oktaven, dieses Echospiel zwischen Vollton und doppelt gegriffenem Flageolett, diese unsaßbare Vereinigung von Flageolett und Pizzikato..., das war mehr als Virtuosität, das war Spuk! Zauberei! Teufelswerk! Aus dem Abschwellen des Orchesters ging die Geige mit grausam gedrückter Qual hervor, erst schleppte sich ein düsteres Stakkato stöhnen dahin, dann zogen die Töne die unermessliche Last eines wegmüde Niederbrechenden mit sich, die leuchgenden Altemzüge eines Sterbenden, so grauenhaft hoffnungslos, so erdrückend angstvoll; Tränen rannen, die Geige weinte, wie man qualvoller, entsetzlicher nie einen Menschen hatte weinen hören, letztes Elend strich der Bogen aus den Saiten, so grauenvoll, daß es selbst den Stärksten unter den Hörern in der Kehle würgte und die Frauen die Zähne zusammenbissen, um

nicht aufzustöhnen im Hilferuf eines unerträglichen Empfindens. Da glitten die Geigenklänge in ein luftleichtes Tongewebe über, aus dem es erdenfern wie leise wimmernde Kristallglöckchen klang, ein Adagio von bestrickender Zartheit, voll süßseligen Zaubers. Aber gleichsam als schämte es sich dieser Regung, flammte das Orchester auf, hoch über gellenden Trompeten, aufwühlenden Pauken schwiebte ein ferner, unwirklicher Triller.

Der Geiger stand mit herabhängenden Armen und vorgeneigtem Kopf, von dem das Haar, zerzaust vom wilden Spiel, wirr herabhangt. In den dunklen Augen war das unheimliche Feuer verglommen, sie blickten gleichgültig in das Publikum. Das war aufgesprungen, als sich der erste Bann gelegt hatte; Menschen standen auf Stühlen, klatschten, schrien, tobten...

Die Zwischenmusik ging unter in der Worteikase der Menge. Dann schlug der Schwarze die Hörer mit den berühmten „Hexenvariationen“ in Erstarrung. Es gab keine Ruhe, keine Erholung, kein Auffatmen. Das Letzte kam. Mitte im Brillieren eines sausenden Allegretto riß der Geiger, ohne im Spiel einzuhalten, dem Instrument eine Saite herunter, spielte auf drei Saiten weiter, riß eine weitere herab, spielte auf zwei, die dritte sprang ab... Paganini spielte weiter, spielte die Sonate auf der letzten Saite allein zu Ende. Nun gab es kein Halten mehr; das Beifallstoben wurde Raserei.

Der Lärm ergoß sich auf die Straßen. An Gruppen erregter, gestikulierender Menschen vorüber fuhr eine Kutsche mit verhängten Fenstern. Paganini saß darin. Totenbleich das Gesicht, Schweiß auf der fahlen Stirn, hohl und leer die Augen. Er hielt den alten, abgenutzten Geigenkasten an sich gedrückt, in dem neben dem wertvollen Guarneri-Instrument die klingende Einnahme des Albends verwahrt war. Sein Atem ging mühsam, ab und zu kam heiseres, trockenes Husteln aus seiner Kehle.

Ein paar Tage später stand die bleiche, schwarze Gestalt Paganinis unter dem massigen Kronleuchter des Festsaales, dessen riesige, goldverzierte Spiegel das schwere Gepränge des Stils vergangener Zeiten zurückwarfen.

Die Großherzogin hatte für diesen Tag eine besondere Gesellschaft geladen und mit verstecktem Lächeln erwähnt, daß sogar ein König unter den Gästen weilen werde.

Da stand er nun, der König der Geiger, sonst nur, wie seine prunkvollen Visitenkarten auswiesen: Baron N. Paganini, Ritter hoher und

höchster Orden. Dürr, eckig, mit brennenden, faszinierenden Augen, denen niemand widerstehen konnte. Hatte man jener Sonate appassionata widerstehen können, die soeben verklungen war? Jenem Adagio, bei dem selbst das Eis der Hartherzigsten schmolz? Auch hier war der Schwarze Sieger geblieben, hatte mit seiner Musik durch seidene Roben, durch ordengeschmückte Uniformen hindurchgegriffen und in jeder Brust eine hemmungslose Revolution des Gefühls entfacht.

Gewiß waren einige Hochgestellte unter den Anwesenden, die dem Triumph des „umherziehenden Musikanten“ mit ablehnendem Kopfschütteln gegenüberstanden. Es war vor allem auch der Bischof, der Paganinis Sieg über die Messe nicht verwinden konnte. So war er es auch, der die Stirn am krausesten zog, als die Großherzogin unter dem Jubel der anderen verkündete, daß der Ritter Niccolo Paganini zum Intendanten des Hoftheaters von Parma ernannt sei, und kategorisch hinzufügte: „Was Paganini anordnet, ist im voraus bewilligt.“

Der Geiger beugte das Knie vor der Großherzogin und küßte die Fingerspitzen der lächelnd gereichten Hand.

„Bekommen wir noch etwas zu hören?“ fragte Marie Luise.

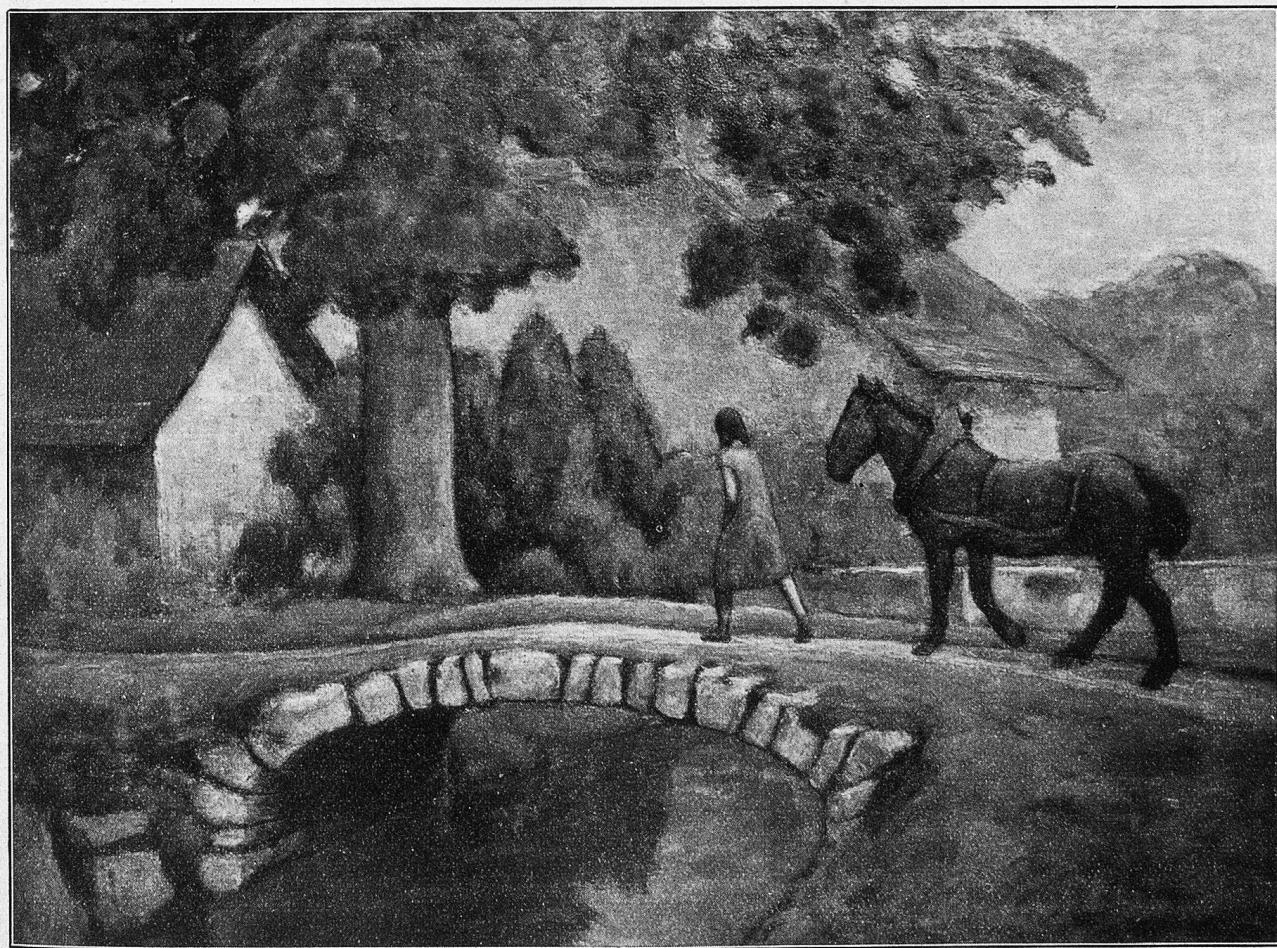
„Wollen kaiserliche Hoheit die Güte haben, das nachfolgende Stück als Antrittskonzert Paganinis zu betrachten.“

Er spielte die unheimliche Teufelstriller-Sonate von Tartini.

Das erstarrte, von geheimen Schauern durchbrochene Schweigen der Hörer fand erst, lange nachdem die Geige aufgehört hatte zu klingen, ungestüme Entladung, so spontan und heftig, daß sie den hier auf halblaut gestimmten Ton der Etikette umstieß.

Der Bischof verschränkte krampfhaft die Arme; drohender Protest lag in seinem zorngeröteten Gesicht. „Das ist Blendwerk des Teufels!“ entfuhr es ihm. „Das sind Hexenkünste eines Höllenbündlers!“

Der Geiger hatte es gehört. Ein starres Lächeln auf den Lippen, wandte er sich dem Spre-



Hermann Hodler: Heimwärts.

cher zu. „Monsignore, der Heilige Vater in Rom scheint über meine Kunst anderer Meinung zu sein. Ich glaube nicht, daß einem „Höllenbündler“ die allerhöchste päpstliche Auszeichnung mit dem Orden vom Goldenen Sporn zuteil werden könnte.“ Er verneigte sich und verließ den Saal.

Draußen zirpten die Zikaden in den lauen Abend. Wie der Geiger eine Weile auf der Veranda mit der alten Barockbalustrade stehen blieb, bewegte sich etwas hinter ihm. Er wandte sich um und gewahrte im Lichtschein des hohen, geöffneten Fensters ein junges, schönes Mädchen, das jetzt, als er sich näherte, mit großen dunklen Augen zu ihm auffah, mit einem seltsam verflatterten Blick, in dem Angst, Abwehr, Anklage lag. Ihre Stimme war zitternde Erregung, als sie die Worte hervorrief: „Sie — Sie lügen mit Ihrer Musik! Sie lügen!“

Bevor der Geiger eine Entgegnung finden konnte, war Luisa Rizotti die Treppen der Terrasse hinuntergelaufen. Verwundert sah er der Davoneilenden nach. Als sie verschwunden war, begab er sich kopfschüttelnd zu seinem Wagen.

So blieb Paganini in Parma. Es hatte den Anschein, als wollte der Rastlose, Unstete hier endlich zur Ruhe kommen. Außerhalb der Stadt erwarb er eine Villa, einsam, von hohen, dunklen Bäumen umgeben, von dichtem Gebüsch begrenzt, das den stillen Landsitz von der Außenwelt trennte. Dort lebte er mit seinem zehnjährigen Sohn Achill, der sein alles, sein Lebenszweck war. Nur die Gegenwart dieses Knaben vermochte es, seinem starr-kalten Gesicht ein friedvolles Lächeln abzugewinnen.

Aber auch in diesen stillen, ausspannenden Stunden und Tagen fühlte sich der Einsame immer wieder von einer grübelnden Unruhe erfaßt; immer wieder tauchte in seinen Ohren der Klang der Worte auf: „Sie lügen mit Ihrer Musik!“ So sehr er sich auch dagegen wehrte, er kam von dieser Außerung nicht mehr los. Früher hätte er sie gewiß gleichgültig und verächtlich beiseite geworfen, doch nun, da ihm der Spiegel ein fahles Gesicht zeigte, Augen, in denen erste Altersmüdigkeit lag, da ihn sein Halsleiden, das quälende Husteln, dunkel an Kommandes mahnte und zugleich einen einkehrenden Rückblick auf Vergangenes gebot, wirkte dieser Ausspruch in ihm fort. Wer war jenes seltsame Mädchen, das so durch alle Klippen und Tiefen seines Wesens hindurchschaute? Eine Heilige, die gegen den Zauber bisher nie versagender Musik geseit war?

— Es sollte nicht lange dauern, bis er wußte, wer es war.

Die Cholera rückte näher. Sie wütete in Piacenza und hatte bereits zahllose Opfer gefordert. In Parma waren umfangreiche Hilfsaktionen im Gange. Und nun kam der Konzertmeister Lorenzo Rizotti mit einer Volksbitte in Paganinis Stadtwohnung. Man bat Paganini, mit dem Hoforchester drüber in Piacenza ein Konzert zum Besten der Kranken und Hilfsbedürftigen zu geben.

Der Geiger zog die Brauen zusammen, sein Gesicht wurde kalt und schroff. „Ich wende nichts dagegen ein, wenn das Orchester in Piacenza spielt. Aber ohne mich. Paganinis Geige ist unter zehntausend Lire nicht zu hören. Addio, Herr Konzertmeister.“

Der abweisend-angeekelte Zug, den seine Mundwinkel stets aufwiesen, wenn etwas aus dem verhassten niederen Volke — aus dem er ja selbst stammte — an ihm heraufkroch, wich schnell, als er zu seiner Verwunderung vom Fenster aus sah, wie der Konzertmeister auf der Straße von einem Mädchen empfangen wurde, mit dem er weiterging. Er bemerkte, wie er etwas zu ihr sagte, wie sie, gesenkten Hauptes, langsam den Kopf schüttelte, und lachte: „Ah, da haben wir sie!“ — Wenig später wußte er über Luisa Rizotti Bescheid.

Ein Wagen hielt vor dem schmuckweißen Häuschen dort in der Nähe des Schloßparkes, ein weiter, schwarzer Mantel flatterte heraus und verschwand in der Haustür. Luisa stieß einen erschreckten Schrei aus, als der Besucher plötzlich vor ihr stand.

„O“, tat Paganini verwundert, „ich hatte die Absicht, den Konzertmeister Rizotti zu sprechen und finde statt dessen meine schöne Anklägerin. Verzeihen Sie, Signorina, diesen überraschenden Besuch.“

„Mein Bruder ist nicht hier. Er ist zur Probe für die Piacenza-Konzerte.“ Befangen stand Luisa dem berühmten Gast gegenüber und rückte ihm mechanisch einen Stuhl zurecht. Paganini nahm Platz, er legte den hohen Hut mit der Silberschnalle und den Stock mit dem Elfenbeinknopf ab und sah sich um. Licht und reinlich war das Zimmer, ein Kreuzifix hing an der einen Wand, an der anderen eine Gitarre; es lag etwas Friedvolles in diesem schlichten Raum, etwas, was den Besucher mit einem fremden, warmen, fast streichelnden Gefühl angriff, das ihn leiser, milder sprechen ließ.

„Ja, natürlich, Rizotti ist zur Probe; ich hatte nicht daran gedacht. Aber dann darf ich wohl ein paar Worte mit Ihnen sprechen. Ich freue mich wirklich, das geheimnisvolle Mädchen vom Schlosse gefunden zu haben. Es bürdete mir an jenem Abend ein Wort auf, das mir auch heute noch auf den Schultern liegt. Wie meinten Sie das, Signorina, daß ich mit meiner Musik lüge?“

Luisa war rot geworden; schüchtern strich sie ein paar dunkle Locken aus der Stirn. Ihr Blick war über den Fragenden hinweg gerichtet. „Ich weiß jetzt nicht mehr, wie ich zu diesen Worten kam. Ich weiß nur noch, daß mich Ihr Spiel in alle Höhen und Tiefen riß, die nicht mein waren. Vielleicht sprach ich diese Worte, weil sich mein Empfinden dagegen aufbäumte, erst, während des Adagio, in eine erdenferne himmlische Seligkeit geführt zu werden und dann deswegen mit höhnischem Gelächter — denn das klang als dann aus Ihrer Geige und war furchtbar — verspottet zu werden. Ich hatte das Gefühl, tausend farbige Wunder zu erleben, aber sie waren kalt, ich fror dabei, in keinem lag ein Herz, in keinem eine Seele, in keinem Liebe und Güte. Sie lügen mit Ihrer Musik? Sie ist verklungen. Heute weiß ich es nicht mehr.“

Paganini nickte ein paarmal schweigend, er lächelte nicht einmal zu dieser Erklärung, sah vor sich hin, als sei er mit seinen Gedanken ganz woanders.

Endlich, nach geraumer Weile, fragte er, mit einer anderen Stimme und scheinbar übergangslos: „Wissen Sie, was Jugend ist, Signorina Luisa? Nein, Sie können es nicht wissen, denn Sie würden sich dieses Geschenkes nicht bewußt, weil Sie es leben durften und noch leben. In der Jugend allein liegt der Wahrheitssinn der Welt; Jugend ist ewig blauer Himmel, der sich in unwissend-unerlösten, glaubensfreudigen Kinderäugnen spiegelt, Jugend ist der Ball auf grüner Wiese, solange er noch mehr bedeutet als pralle Geldbeutel und Königreiche, Jugend ist der alleinige allschöpfende, allerhaltende Quell aller Werte, alles Guten, aller unsterblichen Schönheit und Wahrheit. Ich lüge mit meiner Musik? Ich blende? Ich höhne?“ Der Gast lachte trocken auf, er sah auf das Mädchen, als besäße er sich, warum er so sprach, und fuhr fort, indem er dabei beim Sprechen die Mundwinkel herabzog: „Vielleicht ist es anders, vielleicht spiele ich mir auf meine Weise die einsame Qual eines jugendlosen und liebeleeren Lebens aus der Seele, vielleicht stelle ich mich in meiner Musik mit höh-

nisch-hämischem Trotz einer Welt entgegen, die mir nichts weiter gegeben hat als totes Geld, die mir an einem Tage ihr Evviva zu brüllte und mich am andern befahlte und verfolgte. Was war Liebe in meinem Leben? Ha! Und was war Jugend? Ein Gefängnis Tag für Tag. Im Passo di Gatta Mora zu Genua gibt es eine dunkle Kammer, in der einst ein Knabe täglich vierzehn Stunden eingesperrt war und gezwungen wurde, ununterbrochen auf der Geige zu üben. Er wußte nicht, was Spielen auf grüner Wiese ist, wußte nicht, wie man in den blauen Himmel lacht, wußte nichts vom Umhertollen mit anderen Kindern, er hatte Geschwister und kannte sie kaum..., er kannte nur Geige, Hunger und Prügel.“

Luisa saß reglos, stumm. Das eben Gehörte hämmerte in ihren Ohren, in ihren Pulsen, diese Anklage gegen ein nie wieder einzuholendes Betrogensein. Ein liebeleeres Leben? Trotz allem, was die Gerüchte über Paganini aussagten, war sein Leben ohne Liebe und Wärme geblieben? Ein Leben ohne Jugend? Ganz fern und dunkel nur ahnte sie die Bedeutung dieses Wortes. Sie sah auf den Dasitzenden. Das war ein ganz anderer Mensch als der im Konzert; leidvoll, herb, bitter das bleiche Gesicht. Da glitt, ohne daß es ihr zersplittertes Denken, ihr zerwühlter Wille forderte, ein Blick zu ihm hinüber, der war, als streiche eine linde, lindernde Hand leise über Stirn und Haar. Er fand Ziel, wurde Wirkung, Echo; die blassen Lippen des Geigers bewegten sich, murmelten unverständliche Worte, hoffnungsgierige Glut trat in die Augen und schmale, sehnige Hände griffen in das Lockengewirr des Mädchenkopfes. „Luisa..., Luisa..., schenk mir deine Jugend!“ —

Als Lorenzo nach Hause kam, fand er Luisa nicht. In der Kirche, unter dem Bilde des Gekreuzigten, kniete sie und betete.

Aber es gab kein Ausweichen mehr. Sie folgte einem Zwang, einem Bann, der ihren Willen, ihre Selbstbestimmung lahm legte. Tage später sah sie auf dem Landsitz Gajone mit ehrfürchtigem Staunen Paganinis kostbare Geigensammlung, unter der sich allein sieben Stradivari und zwei Amati befanden. Und hörte an den Abenden den Konzerten der Zifaden und Frösche zu. „Nicolò“, sagte sie zu ihm, und er war bester Laune gewesen alle die Tage hindurch.

Da wagte sie es noch einmal. „Nicolò“, bat sie und schlang die Arme um seine Schulter, „spielle in Piacenza“.

Der Geiger kniff die Lippen zusammen. „Ich bin gesundheitlich ein wenig angegriffen, Luisa, ich muß mich schonen.“

Sie ließ müde die Armen fallen, und als er beschwichtigend nach ihrem Haar griff, schüttelte sie den Kopf. „Niccolo, es sind Menschen wie wir, die dort im Unheil leben, das auch uns bald treffen kann. Es sind Väter, Mütter, Kinder, die auf Hilfe warten.“ Leise, eindringlich setzte sie hinzu: „Denkst du nie an deine eigenen Eltern?“

Ein gretles Lachen gellte durchs Zimmer. „Ja, gewiß doch! An den Passo di Gatta Mora! An meinen Vater! Für den ich von Kindheit an der Quell seines unersättlichen Geldbeutels war, der mir das Licht des Tages und das Lachen stahl, der mich einer einzigen falsch gespielten Note wegen schlug und hungern ließ, der mir die Pest an den Leib wünschte, als ich später meinen eigenen Weg ging, und der mich zu erschlagen drohte wie einen Hund, wenn ich ihm nicht meine Einkünfte zu Füßen lege. Ja, an meinen Vater denke ich!“

„Und deine Mutter, Niccolo?“

Paganini schwieg. Sein Blick wurde mählich ruhig, er schweifte zu einem fernen Suchen hin fort; dann zuckte es ein paarmal kaum merklich in dem bleichen Gesicht. Ein Augenpaar tauchte vor ihm auf, das trotz Kummer und Sorge immer einen freundlichen, ermutigenden Blick für den schwachen, hageren Knaben gehabt hatte; ein Mund, der einzige in trostloser Zeit, der ein gütiges Wort sprach; zwei arbeitsmüde Hände, die das wirre Knabenhaar zurückstrichen... Der Geiger wandte sich um und schritt langsam durchs Zimmer. Dann nahm er die Guarneri aus dem Kasten, ließ ein paar gezupfte Töne erklingen.

„Niccolo?“

Er nickte stumm. —

Luisa fuhr mit nach Piacenza. Sie blieb bei ihm, als er noch andere Städte mit seinen Konzerten besuchte. Ein stilles, frohes Lächeln zierte ihren Mund. Das blieb auch dann noch haften, als sie sah, daß er längst wieder anderen schönen und hochstehenden Frauen lockende Blicke zuwarf; auch dann noch, als sie in der holpernden Kutsche allein nach Hause fuhr.

Unter den Sternen.

Wer in der Sonne kämpft, ein Sohn der Erde,
Und feurig geißelt das Gespann der Pferde,
Wer brünstig ringt nach eines Ziels Ferne,
Von Staub umwölkt — wie glaubte der die Sterne?

Doch das Gespann erlahmt, die Pfade dunkeln,
Die ewgen Lichter fangen an zu funkeln,
Die heiligen Gesetze werden sichtbar.
Das Kampfgeschrei verstummt. Der Tag ist rückbar.

C. F. Meyer

Friedrich Hölderlin.

Skizze von Ernst Kurt Baer.

„Eisig ischt heuer der Jänner!“ sagte Frau verwitwete Kammerrat Johanne Christiane Gock und blickte scheu nach den halb zugefrorenen Butzenscheiben. Die Zimmerwärme brachte das Eis heute nicht zum Schmelzen. „Legen Sie ein paar Scheite auf, Mutter!“

Schweigend warf die Großmutter einige Holzkloben in den Kamin. Seit dem Einbruch der Dunkelheit hatte sie das Spinnrad in die Ecke gestellt; jetzt streckte sie die klamm gewordenen Hände gegen die Glut. Langsam und mechanisch tat sie alles, ihrem hohen Alter entsprechend. Ihre Gedanken weilten in der Ferne, rankten sich um die Vergangenheit ihres Enkels und bemühten sich vergeblich, in dessen Zukunft einzudringen. Ein Zug innigen Mitgefühls, doch unverkennbar auch eines leisen Vorwurfs lag in ihrem zerknitterten Gesicht.

„Mir ist bang um unsern Triß! Er wird mor-

gen frieren im Postwagen!“ ließ Frau Christiane Gock sich wieder vernehmen.

Die Alte am Kamin neigte mehrmals bedächtig das Haupt. „Er hätt's besser habe könne!“ warf sie ein.

Frau Christiane seufzte.

Die Alte hob plötzlich lauschend den Kopf. „I hör' ihn kommen!“

Schritte erklangen auf der Treppe, Stiegen knarrten, dann wurde die Tür geöffnet. Ein junger Mann, knapp 32 Jahre alt, trat ein. Der aufflackernde Feuerschein des Kamins ließ sein blondes Haar goldig aufblinken und warf unruhige Schatten über das schmale, hübsche Gesicht und die schöne, reine Stirn. Daheim nannte man ihn einfach Triß, er war der Sohn aus erster Ehe der Frau Kammerrat Gock, für die Welt hieß er Friedrich Hölderlin.

„Ich will Ihnen schon jetzt eine gute Nacht